

Clara Morgen

Mein
intersexuelles Kind



weiblich männlich
fließend

: TRANSIT

Clara Morgen

Mein *intersexuelles* Kind

weiblich männlich

fließend

: TRANSIT

Mit Unterstützung der



Antidiskriminierungsstelle
des Bundes

© 2013 by: TRANSIT Buchverlag
Berlin · Förbau
Postfach 121111 | 10605 Berlin
www.transit-verlag.de

Umschlaggestaltung und Layout: Gudrun Fröba
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-88747-292-4
ISBN 978-3-88747-298-6 **ebook**

INHALT

FRANZI

Vorwort

- »Penis nicht darstellbar«
- »Vielen Dank für die Kastration«
- »Bloß nicht die Wahrheit sagen«
- »Unter Hitler wäre ich ins KZ gekommen«
- »Ich gehöre auch zu denen ... «
- »Sie sehen aus wie Mädchen und spielen Fußball wie Jungs«

Epilog

GESPRÄCHE

- »Zeitweise hab ich mich wie ein Monster gefühlt«
- »Was biste denn nun, Junge oder Mädchen?«
- »Ein Schweigegebot hätte mich umgebracht!«
- »Grenzüberschreitung scheint mein Lebensthema zu sein«

POSITIONEN

Claudia Kittel, National Coalition

Dr. Heinz-Jürgen Voß, Biologe

Arn Sauer, TransInterQueer

Dr. Ulrike Klöppel, Psychologin

Dr. Jörg Woweries, Kinderarzt im Ruhestand

Dr. Michael Wunder, Psychotherapeut

Glossar

Literaturempfehlungen

Intersex in Film und Funk

Die Autorin

Für M. und K.

Sommer 2011. Der deutsche Ethikrat tagt am Berliner Gendarmenmarkt. Thema: Die Situation von Menschen mit Intersexualität in Deutschland. Als Mutter einer erwachsenen intersexuellen Tochter sitze ich im Auditorium. Die Vorsitzende des Vereins »Intersexuelle Menschen«, eine gestandene Frau um die Fünfzig, gibt mit ruhiger Stimme am Podium ihr Statement ab. Völlig unerwartet wird sie in ihrem Vortrag von einem Weinkrampf erfasst, sie kann nur noch stammeln: »Niemand kann sich in unsere Lage versetzen. Niemand kann verstehen, wie wir fühlen. Wir sind völlig allein gelassen.«

Diese Szene hat mich mitten ins Herz getroffen. Sie hat mich dazu veranlasst, mein Leben mit meinem Kind noch einmal zu reflektieren und dieses Buch zu schreiben.

Wo immer ich das Thema meines geplanten Buches erwähnte, reagierten meine Gesprächspartner gleichermaßen mitleidsvoll und ahnungslos: »Ach ja, Intersexuelle, das sind doch die, die sich mit ihrem Geschlecht nicht wohl fühlen, so Transsexuelle, Transvestiten, Hermaphroditen.« Einzig Hermaphrodit ist richtig. Es gab sie schon in der griechischen und römischen Mythologie. In Ovids »Metamorphosen« wird der Sohn von Hermes und Aphrodite, genannt Hermaphroditos, von der Quellnymphe Salmacis verführt. Salmacis ist so hingerissen vom jungen Hermaphroditos, dass sie die Götter darum bittet, ihre beiden Körper zu einem Wesen zu verschmelzen. Die Götter kommen ihrer Bitte nach, in der Quelle der Nymphe entsteht ein Mensch mit weiblichen und männlichen Geschlechtsmerkmalen.

Bei Ovid heißt es:

»Wie er sich sieht von der Flut,
worein als Mann er gestiegen,
Zum Halbmann gemacht
und schlaff die Glieder geworden,
bittet, die Hände gestreckt,
mit schon unmännlicher Stimme
Hermaphroditus und spricht:

>Erweist, o Vater und Mutter,
Euerem Sohne die Gunst,
der führt von euch beiden den Namen.
Wer in den Quell hier kommt als Mann,
der steige als Zwitter wieder heraus
und erschlafe sogleich, wie er taucht in das Wasser.<
Gütig erfüllend den Wunsch
des doppelgestaltigen Sohnes
geben die Eltern dem Quell
das Geschlecht verwirrenden Zauber.<<

»Verwirrender Zauber?« Ist damit nicht ganz knapp das Schicksal der Zwitter, Hermaphroditen, Menschen mit Intergeschlechtlichkeit treffend bezeichnet?

Ein Kind, das mit uneindeutigem Geschlechtsmerkmal geboren wird, sei es eine vergrößerte Klitoris, ein winziger Penis, ein Chromosomensatz, der nicht mit den äußeren Geschlechtsmerkmalen übereinstimmt, löst Befremden aus, lässt es sich doch nicht einordnen in die bipolaren Vorstellungen von Mann und Frau. Aber kann ein Zwitter nicht auch als Zauberwesen wahrgenommen werden, dessen Identität eben nicht ausschließlich weiblich oder ausschließlich männlich geprägt ist? Und kann sich daraus nicht auch eine ganz andere, neue Identität ergeben? Eine faszinierende Vorstellung.

Die Einteilung in Mann und Frau wird heute zunehmend in Frage gestellt. Die Frauenbewegung der 1970er Jahre hat viel dazu beigetragen, indem sie biologische, naturgegebene Voraussetzungen für männliches und weibliches Verhalten zur Disposition stellte und ihnen die These vom ausschließlich soziokulturell geprägtem Geschlecht entgegen setzte. Die Genderstudies an den sozialwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten analysieren weltweit die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern.

Auch die Queer-Theorie überprüft kritisch die zweigeschlechtliche Gesellschaftsordnung. Heterosexualität als allein selig machende, die Gesellschaft über Jahrtausende dominierende Norm wird angefochten. Als Alternative zur rigiden Zweigeschlechtlichkeit bietet sie eine Vielfalt von Geschlechtlichkeit an, die jedem, der sich nicht in das gängige Schema einordnen will, offen stehen sollte.

Wie aber empfinden intersexuelle Menschen sich selbst? Wie verhält sich die Gesellschaft ihnen gegenüber? Kann man überhaupt solchen komplexen Fragen und Themen gerecht werden?

Mein Versuch: Ein Herantasten, indem ich im ersten Teil aufschreibe, wie ich die Geburt und das Heranwachsen meines intersexuellen Kindes erlebt und empfunden habe. Und mir im zweiten Teil Antworten auf die oben angesprochenen Fragen hole. In erster Linie von intersexuellen Menschen selbst, zu Experten auf ihrem Gebiet gewordenen Betroffenen, von Selbsthilfegruppen, Eltern, Ärzten, Psychologen.

Ihnen allen danke ich für das Vertrauen, für die Offenheit, für den Mut, mit dem sie mir begegnet sind. Danken möchte ich auch der Antidiskriminierungsstelle des Bundes und ihrer Leiterin, Frau Christine Lüders, die dieses Buch erst möglich gemacht haben. Und zuletzt natürlich Franzi.

1

»Penis nicht darstellbar«

Franzi 0-1 Jahr

Ich stamme aus einer großen Familie. Wir sechs Kinder waren der Stolz unserer Eltern. Das Kinderkriegen war in unserer Familie und der noch viel größeren Verwandtschaft ganz normal. Die Kinder plumpsten nur so auf die Welt: 18 Cousinen und Cousins mütterlicherseits, 46 väterlicherseits.

Meine Kindheit war eine typische Wirtschaftswunder-Kindheit, Reisen nach Italien, Klavierunterricht, Hula-Hoop-Reifen. Mein Vater war Landarzt in Berlin und im Schwarzwald, und meine Mutter bekam ihre Antibaby-Pillen als Ärztemuster, von denen auch ich heimlich Gebrauch machte. Ziemlich früh. Es begann die Zeit von Oswald Kollé und Beate Uhse. Unserer Mutter war die letzte Schwangerschaft im Alter von 43 Jahren etwas peinlich, denn ihre zwei großen Töchter, darunter ich, waren ja auch schon im gebärfähigen Alter. Ich war nie versessen aufs Kinderkriegen, eine Großfamilie wie die unsrige war wirklich nicht mein Ziel, denn die hatte ich ja schon. Trotzdem war ich glücklich, als ich mit 36 schwanger wurde, von Georg, einem Mann, den ich liebte.

Meine Eltern waren nicht unbedingt begeistert, denn ich war noch mit einem anderen Mann, Joseph Morgen, verheiratet, aber sie akzeptierten meinen neuen Lebensgefährten ohne Wenn und Aber, und die ganze Familie freute sich auf den Nachwuchs. Meine Schwangerschaft verlief nicht ohne Komplikationen, immer wieder hatte ich Blutungen und das Kind wuchs zu langsam. Die Familie war besorgt, und mein Vater nahm ein Familienjubiläum zum Anlass, nach Berlin zu reisen und einen Blick auf meinen Bauch zu werfen. »Na ja, wird kein Riese«, sagte er, nachdem er fachmännisch meinen Bauch abgetastet hatte.

Der Kollege meines Vaters, der meine Schwangerschaft festgestellt hatte, drückte mir als erstes ein kleines blaues Heftchen in die Hand, den Mutterpass. »Mutterpass« – das Wort erinnert an das Mutterkreuz, mehr noch an das Klassenbuch, in das Schüler-Lob und -Tadel eingetragen wurden und wohl noch immer werden. In meinem Pass überwogen die Tadel, denn das Kind entwickelte

sich nicht »normgemäß«. Ich war eine Spätgebärende. Bei den vielen Untersuchungen stellte man fest, dass das Kind über die Placenta ausreichend ernährt wurde, aber auf die Frage, warum es dann so ungenügend wachse, hatten die Ärzte keine Antwort. Jeden Tag fuhr ich in die Klinik, um die Herztöne des Fötus' abhören zu lassen.

Für Spätgebärende war die Untersuchung des Fruchtwassers Routine und brachte keinen Verdacht auf ein Down-Syndrom, also jene Trisomie 21, die man damals noch als Mongolismus bezeichnete.

Mein Bruder war zu dieser Zeit Assistenzarzt am Klinikum der Freien Universität Berlin, hatte Zugriff auf die Ergebnisse und verriet mir, was ich von meinem behandelnden Arzt gar nicht wissen wollte: »XY«, und ergänzte schon im Tonfall des angehenden Arztes trocken: »Aus der Kategorie Jäger und Sammler«. Ein Junge also, XY-männlich wurde im Mutterpass markiert.

Den Universitäts-Gynäkologen blieb das Wachstumsproblem des Kindes ein Rätsel, also schickten sie mich zu Professor H., der trotz seines fortgeschrittenen Alters mit den neuesten Möglichkeiten und Techniken des Ultraschalls vertraut war und als Koryphäe auf seinem Gebiet galt.

Warum ich von diesem externen Arzt untersucht werden sollte, war mir nicht klar. Hatten die Ärzte in der Klinik so wenig Vertrauen in ihre eigenen Untersuchungen? Verunsichert fuhr ich in dessen Praxis in einem ruhigen Villenvorort. Offensichtlich war er schon von den Klinikärzten informiert, denn ich wurde ohne Wartezeit sofort in sein Sprechzimmer gerufen. Und ohne lange Vorrede strich er mir den Bauch mit Gel ein, führte wortlos die Sonde darüber, setzte sich an seinen Schreibtisch, sagte, ohne mich anzublicken, »Penis nicht darstellbar«, und schrieb es dann wortgleich in den Mutterpass. Keine weiteren Erklärungen. Keine Einladung zum Gespräch, und auch ich schwieg.

Ahnte ich damals schon, dass da mit dem Geschlecht irgendetwas nicht in Ordnung sein könnte? Beklommen verließ ich das Sprechzimmer. Im Auto schon zwang ich mich, mir erst einmal keine großen Gedanken über dieses »Penis nicht darstellbar« zu machen, es einfach zu verdrängen. Von irgendwelchen Konsequenzen für das Kind, gar von Missbildungen hatte er ja nicht gesprochen. Der Penis wird schon wachsen, wenn das Kind erst einmal geboren ist, dachte ich in meiner Naivität, und Ultraschall ist auch nicht der Weisheit letzter Schluss.

Einen Monat später wurde, etwas früher als errechnet, im achten Schwangerschaftsmonat die Geburt per Kaiserschnitt eingeleitet. Zu diesem

Schritt hatten sich die Ärzte entschlossen, denn das Embryo hatte unregelmäßige Herztöne, und bei mir zeigten sich die ersten Wehen auf den Schreibern.

Als ich nach der Kaiserschnittoperation wieder gehen konnte, humpelte ich mit zusammengebissenen Zähnen in die Station für Frühgeborene, die »Frühchenkrippe«, wie man sie im Krankenhausjargon nennt, ging vorbei an den vielen Brutkästen, in denen blasse Winzlinge an Schläuchen regungslos schlummerten – hoffentlich ist das da mit dem riesigen Kopf nicht meines – dachte ich flüchtig im Vorbeigehen –, dann endlich ein Bettchen mit dem Schild: Kind Morgen.

Franz – auf diesen Namen hatten wir uns schon lange vor der Geburt geeinigt – lag wie eine Puppe in seinem Wärmebett. Ein Leichtgewicht, aber immerhin knapp vier Pfund, keine künstliche Ernährung, keine Schläuche. Die Fingerchen öffneten und schlossen sich wie Korallen. Ganz vorsichtig drückte ich Franz an mich und schloss das kleine Ding sofort in mein Herz. Vor Freude musste ich weinen, nach all den Aufregungen um die Komplikationen der Schwangerschaft und um die etwas verfrühte Geburt. Jetzt war er da, und ich wollte meinen kleinen Sohn gar nicht wieder loslassen, wie er da so schutzlos in meinen Armen lag, in einer hellblauen Strampelhose, in die zwei Säuglinge gepasst hätten, ein Moment des Glücks.

Ich war nicht weiter beunruhigt, als ich beim ersten Wickeln statt eines kleinen Penis nur so eine Hautschürze, eine Art Läppchen, zwischen seinen Beinen erblickte. Zwar hatte ich noch die Ultraschalldiagnose »Penis nicht darstellbar« von Professor H. im Hinterkopf, aber viel mehr beschäftigten mich Gewicht und Größe des Kindes: Was konnte ich tun, damit es möglichst schnell wuchs?

Als ich am vierten Tag ans Wärmebett trat, fand ich es leer. Am Bett hing gut lesbar ein Zettel: »Früh- und Mangelgeborenes mit Missbildung des Genitals. Zwittergenital. Verdacht auf Pseudohermaphroditismus masculinus«.

Die Säuglingsschwester teilte mir mit, dass Professor W. vor wenigen Minuten darum gebeten habe, dieses Kind in den großen Hörsaal zu bringen. Er wolle seinen Studenten einmal den nicht eben häufigen Fall einer »Geschlechtsmissbildung« live vorführen. Dieser Bitte waren die Schwestern gerade nachgekommen und schoben mein Kind auf einer Transportbahre durch den Korridor. Mein Kind ins Panoptikum? Hundert Augen auf sein Geschlecht gerichtet? Ich war erbost. Das kommt nicht in Frage! Nicht mein Kind. Ich lief so schnell ich mit meinen Kaiserschnittwunden konnte über den Korridor. Professor